

Liebe, Glaube, Tod und Teufel

Historischer Roman

TR. 2009

Gewidmet meinem lieben Vater,
der zwar alt geworden,
aber viel zu früh gestorben ist.

Besser wäre sterben, als zu leben
So würd doch einem Ruh gegeben

In seinem Grab mit Frieden liegen
Vor Tyrannei, Aufruhr und Kriegen

Hans Sachs

Bet, Kindlein, bet,
morgen kommt der Schwed.

Kinderlied

Liebe

ist das, was wir uns mehr wünschen als alles andere....

Prolog

In Nürnberg, im Dezember des Jahres 1621

„Michel“.

„Michel? Prosim, bitte?“.

Hanne lugte vorsichtig, ihre großen, immer neugierigen, grünen Augen kaum über die Höhe des staubigen Dielenfußbodens erhoben, aus dem Treppenloch heraus, eifrig darauf bedacht, nur ja kein Geräusch zu machen.

Wenn nur ihr dummer Bruder Johannes nicht wieder käme! Unwillig warf sie ihre kaum zu bändigende rotbraune Mähne nach hinten. Gestraft waren sie mit dem.

„Michel? Ahoj, hallo?“.

Hanne seufzte. Vielleicht war er ja wirklich noch nicht da. Auf dem Dachboden jedenfalls konnte sie ihn nirgendwo entdecken. Vielleicht hatte ihn sein Vater wieder aufgehalten, der hatte doch immer etwas zu tun für den armen Kerl. Dabei war der Michel so dünn, schwächling. Was konnte der schon groß arbeiten an den schweren Wagenrädern die sein Vater machte. Beim Michel schauten überall die Knochen heraus, sogar an den Beinen.

Hanne legte den Kopf schief.

Nein, da oben war niemand. Außerdem hätte Michel doch sicher längst das Zeichen gegeben, das leise Pfiepen einer Maus. Oder war es das Gurren einer Taube gewesen? Ein Uhu? Eine dumme Idee vom Michel, das mit den Geräuschen. Wer sollte sich denn so was merken. Immer hatte der Michel solche Einfälle.

Hanne liess missmutig ein wenig Luft zwischen den geschürzten Lippen hindurch. Der Vater mochte es gar nicht, wenn sie das tat. Das würde ihr das Gesicht ganz schief werden lassen. Prüfend sah sie noch einmal nach unten, suchte die unendlich vielen, meist weißen Säcke ab in denen ihr Vater Getreide, weiter hinten auch vielerlei Gewürze lagerte. Die waren viel mehr wert als Gold, sagte der Vater immer. Was immer auch Gold wert sein mochte.

Hanne liebte die vielfältigen Gerüche hier oben. Da duftete es nach Ingwer, Nelken und Anis. Den Pfeffer mochte sie nicht. Es duftete nach so vielen Spezereien, dass sie sich deren Namen trotz all ihrer Bemühungen wohl nie würde merken können. In jedem Falle duftete es hier oben so, wie Hanne sich den Geruch im Paradies vorstellte, süß, schwer, lieblich, zum darin Ertrinken wundervoll. Ihre Mama musste es dort oben sehr schön haben.

Der Speicher war riesig, eine unendliche Zauberwelt. Nach oben gab es viele weitere Treppen und Stiegen, bis hoch hinauf in den engen First, dorthin, wo nur noch das Reich der Tauben, der immerwährenden Dunkelheit und der kalten Winde war. Dort hinauf hatte sie sich noch nie getraut. Der Michel aber war sehr mutig und schon einmal oben gewesen. Er hatte ihr alles genau erzählt. Dass sich dort oben immer die Hexen trafen um den schönen Blick über Nürnberg zu geniessen. Die mit den Warzen auf den fleischigen Nasen, huh, das musste ganz schön eklig sein. Hanne wusste ganz genau, dass er flunkerte, so dumm war sie nun wirklich nicht mehr. Aber sicher war es besser da nicht hinauf zu gehen. Was, wenn es die Hexen am Ende doch wirklich gab? Hatte nicht sogar ihre Amme Liese ab und an auch schon davon gesprochen? Und der konnte sie doch trauen.

Hanne fröstelte, riss sich zusammen, lauschte, enttäuscht. Da war rein gar nichts. Sie würde eben noch ein wenig warten und denken. Denken ist gut, sagte der Vater immer. Das macht klug. Und Hanne wollte so gern möglichst viel klug sein.

Im gleichen Moment war ihr schrecklich langweilig und sie liess ihren Blick lustlos umherschweifen. Denken war öde.

Nur dieser winzig kleine, vergessene Teil des Speichers hier gleich vor ihr, in dem sie sich immer heimlich mit Michel traf, wurde nicht für Waren, sondern für allerlei seltsamen, abgenutzten, nicht mehr gebrauchtem Hausrat genutzt. Er sah deshalb auch ganz anders aus, fast wie eine Wohnkammer. Hanne zog sich ihr hellgrünes Tuch ein wenig fester um ihre schmalen Schultern. Das hatte ein Freund ihres Vaters ihr mitgebracht, aus dem Türkenland. Hanne liebte es Geschenke zu bekommen, besonders wenn es Tücher waren oder ein schöner Stoff für ein Kleid. Die Liese schimpfte immer, weil sie so verwöhnt wurde. Wie gemein die manchmal sein konnte.

Heute war es unsagbar kalt hier oben, kein Wunder, so bald vor Weihnachten. Kalt und düster. Durch die winzigen Luftlöcher in den Schleppegauben kam gerade genug Licht, dass man seine fünf Finger zählen konnte. Ab und an wirbelte ein Windstoß etwas Schnee herein. Sie konnte die feinen Kristalle gegen das wenige Licht tanzen sehen, wie feine kleine Prinzessinnen auf einem Feenball. Bald würde es Mittag sein, dann musste sie wieder hinunter. Gar zu streng achtete der Vater darauf, dass Punkt zum Zwölf Uhr Läuten etwas Ordentliches auf dem Tisch stand. Das hatten sie schon in ihrem schönen großen Haus in Prag so gehalten, als die Mutter noch gelebt hatte. Und auch als die neue Mutter gekommen war, die keine echte Mutter gewesen und auch nur ganz kurz

da gewesen war. Aber doch lange genug, um den dummen Johannes da zu lassen.

Zu jedem Mittagsläuten versammelten sich alle am riesigen Tisch in der Wohnhalle, die Familie, die Mägde, die Knechte und die Gäste, andere Kaufleute, die teils von ganz weit weg kamen, manches Mal sogar aus Italien, einem Land, in dem es keinen Winter geben sollte. Was ihr diese ulkigen, bunt angezogenen Herren nicht alles hatten einreden wollen. Ein Land ohne Winter, so ein Trug. Fröstelnd zog sie ihr Schultertuch noch enger um den Hals ohne dass es half. Schön wäre so ein Land schon.

Hanne liess die Schultern hängen wie ein nassgewordener Vogel.

Wenn Michel nicht bald käme, würde sie ihn heute nicht mehr sehen können, dachte sie traurig. Ihre alte Amme Liese achtete streng darauf, dass sie am Nachmittag ihre Aufgaben in der Stube erledigte. Hanne mochte gar nicht daran denken, auch nicht an den wissenden Blick, den die Liese immer aufsetzte, denn die Gerüche der Gewürze hafteten an ihr, wie ein Tuch auf dem geschrieben stand: Hanne war auf dem Speicher, dort, wo sie auf keinen Fall hätte sein dürfen, dort, wo sie auf keinen Fall den Michel hätte treffen dürfen. Sie musste lachen. Die gute Liese, sie war zwar streng, aber wenn es darauf ankam, wie die gute Mutter, die Hanne sich immer vorzustellen versuchte. Ihre Mama war kaum zwei ganze Jahre nach ihrer Geburt gestorben. Vor Gram über den bösen Kaiser, hatte ihr Vater ihr immer gesagt, weil der sie nicht hatte glauben lassen an den Herrn Jesus, so wie sie es selbst gewollt habe. Aber von irgendwo dort oben, vom Himmel herab, passte sie nun auf sie auf. Das sagte ihr Vater oft zu ihr, wohl um sie zu trösten. Wie traurig er dann immer aussah und

manches Mal hatte er sich abgewandt, damit sie seine Tränen nicht hatte sehen sollen. Dann musste sie mit weinen und er nahm sie fest in den Arm, das tat gut. Ihr Vater musste ihre Mama sehr lieb gehabt haben, vielleicht sogar so arg, wie sie den Michel.

Wirklich viel, alles hätte sie dafür gegeben ihre Mutter einmal zu sehen, ein einziges Mal. Einmal von ihr in den Armen gehalten zu werden. Den Klang ihrer Stimme zu hören, wenn sie ihren Namen aussprach. Sogar ihre große Glasmurmel, die ganz große, die, die außer ihr kein zweites Kind in Nürnberg besaß, hätte sie dafür her gegeben.

Vorsichtig stieg Hanne die letzten rissigen Holzstufen weiter nach oben, fuhr zusammen, als die oberste Stufe ein verräterisch knarrendes Geräusch von sich gab. Ums Gleichgewicht ringend verharrte sie auf einem Bein, lauschte nach unten, hörte das Gelächter der Gesellen die gerade noch mehr der weißen Säcke mit Hilfe dieses seltsamen Seilgerätes nach oben hieften. Das Gelächter hielt an, Jesus seis gedankt, nein, sie hatten sie nicht gehört. Das sie aber auch immer wieder und immer wieder diese dumme Stufe vergass. Die knarrte doch schon seit dem Tag, an dem der nachlässige Zimmermann sie hierher genagelt hatte.

Glück gehabt.

Auf Zehenspitzen schlich sie zu dem gut verborgenen Lager, das Michel und sie sich in langen Jahren gebaut hatten. Nur nicht noch mehr Lärm machen. Hanne lachte in sich hinein. Lager! Eigentlich war es ja gar kein richtiges Lager, sondern nur ein kleines Eck, das sie mit viel Mühe so mit Kisten und Truhen umstellt hatten, dass es wie ein kleines Kämmerchen geworden war, in das niemand hineinsehen konnte.

Niemand! Dieser Niemand war eigentlich nur einer und dieser eine war ihr dummer kleiner Bruder Johannes. Bruder. Nicht mal das war der, nur halb, irgendwie, das hatte die Liese ihr erzählt, die den Johannes auch nicht leiden konnte. Weil doch der Johannes diese andere Mama gehabt hatte, die, die verschwunden war. Deswegen war er nur ein halber Bruder. So ganz verstanden hatte sie das Ganze noch nicht. Nur, das Johannes anders aussah und auch ganz anders war als sie und sie den deswegen nicht leiden mochte. Johannes war gerade sieben geworden, drei Jahre jünger als sie, dabei bauernschlau wie zehn. Überall steckte er seine Nase hinein, schikanierte die Mägde und Knechte, ärgerte den Vater bis aufs Messer weil er nicht lernen wollte, sicher es auch gar nicht konnte, so dumm, wie der war. Wie oft hatte die Liese gesagt, dass es mit dem einmal ein ganz schlimmes Ende nehmen würde, weil er schon jetzt niemanden für besser hielt, als sich selbst und für niemanden außer sich selbst ein Herz besaß. Ganz wie seine verfluchte Mutter murmelte die Liese dann immer in sich hinein und schlug gleich mehrfach das Kreuz über ihrem mächtigen Busen.

Was Johannes aber wirklich besonders gut konnte, war ihr nachstellen. Er schien einen siebten Sinn dafür zu haben, wo sie war und sie vor allem immer dann besonders gut zu finden, wenn sie ihn so gar nicht bei sich haben wollte. Eigentlich, wenn sie ganz ehrlich mit sich war, mochte sie ihren halben Bruder ganz und gar nicht. Manchmal machte er ihr sogar richtig Angst. Er schaute oft so schief und düster. Immer schien er etwas auszubrüten.

Lieb hatte sie den Michel. Ganz lieb. Der war genauso neugierig wie sie, der beschäftigte sich mit allem, was in der

Stadt geschah. Vor allen Dingen aber mochte er Tiere und war so ganz von Herzen lustig.

Was dem so alles einfiel! Gott, war der süß. Wie verwuschelt dem die Haare immer um den Kopf standen. Und lachen konnte der für zwei. Nur in letzter Zeit, sah er manches Mal ein wenig traurig aus, sein Lachen schien ihr ab und an gezwungen, als wenn er es nur für sie spielte. Dann tat er ihr leid. Abgerissen waren seine Kleider und dünn seine Schuhe, und immerfort war er hungrig wie ein junger Wolf. Auch der Michel hatte keine Mutter mehr, die war vor Jahren wie so viele andere gute Menschen an der Pest gestorben. Das hatte ihr der Vater einmal erzählt. Sie hatte ihn danach gefragt, der Michel selbst sagte ja nichts darüber.

Guter Gott, langsam wurde ihr schon ganz wirr im Kopf, von dem vielen Denken. Heute hatte sie viel für ihre Klugheit getan. Wenn nur der Michel endlich käme, dann könnten sie Unfug machen und die vielen Gedanken würden endlich aufhören.

Mit viel Mühe schob sie die eisenbeschlagene Truhe beiseite, die den Zugang zu ihrem Versteck gegen die Augen Neugieriger verdeckte und schlupfte rasch in den kleinen, fast dunklen Raum hinein. Mit eben so großer Anstrengung zog sie die Truhe wieder vor den schmalen Durchgang. Wenigstens wurde ihr so ein wenig wärmer. Wenn sie nur ihr helles, leinernes Kleid nicht beschmutzen würde. Zu dumm, dass sie gerade das angezogen hatte. Es gefiel ihr aber so gut. Die Liese hatte vor einigen Wochen furchtbar geschimpft, als ihre beste Schürze voller Schmiere gewesen war. Womöglich hatte der Michel die noch an den Händen gehabt, von den Wagenrädern. Noch mal würde die Liese ihr das nicht durchgehen lassen. Vorsichtig tastete sich Hanne zur

Giebelwand vor, dort irgendwo musste die Kerze sein, die sie aus der Vorratskammer stibizt hatte. Als sie sie gefunden hatte, riss sie geschickt ein Schwefelholz an, hielt dieses an den Docht und sah gebannt zu, wie sich der kleine, kalte Raum in das golden schimmernde, gemütliche Paradies verwandelte, dass Michel und sie nur ihre geheime Hütte nannten.

Wenn ihr Vater wüsste, dass sie hier oben zündelten, dann würde es vielleicht zum ersten Mal im Leben Hiebe setzen.

Wo nur der Michel blieb, so spät war er doch noch nie gekommen.

Hanne knotete das leinerne Tuch auf, dass sie sich wie einen Knappsack um die schmalen Hüften gebunden hatte und breitete es in der Mitte des Raumes aus, sorgsam darauf bedacht, dass nichts von dem Inhalt des Tuchs in den Staub fiel. Dieses Mal hatte sie zwei geräucherte Würste und einen Viertel Laib Brot und sogar etwas Butter dabei. Das alles würde dem Michel gut schmecken, diesem dünnen Menschen. Leise summt Hanne ein böhmisches Liedchen vor sich hin, dass die Liese sie gelehrt hatte und betrachtete nicht ohne Stolz die auf dem groben Tuch ausgebreiteten Schätze. Sicher wussten die Mägde in der Küche wohin all die Sachen aus der Speise verschwanden, aber wohl weil sie den Michel und sie mochten, sagte keine von denen was. Oder vielleicht auch nur, weil sie selbst ab und an etwas mitnahmen. Jede von denen hatte einen hungrigen Freund in der winterlichen Stadt. Gedankenversunken starrte Hanne in die Kerzenflamme. Eigentlich geht es mir gut. Alle meine Glieder sind gerade und heil, ich kann denken, sagt mein Hauslehrer, der mich Lesen, Schreiben und Rechnen lehrt. Mein Vater ist ein lieber

Mann, so wie die Liese eine liebe Frau. Von den Mägden und Knechten werde ich recht lieb gehabt und eine von den Mägden, kaum älter als ich, die Sophie, ist meine Freundin und Vertraute. Der kann ich alles erzählen.

Traurig ist, dass ich den Michel nicht einfach so besuchen kann, wenn mir danach ist, weil es der Vater nicht mehr erlaubt. Früher, dachte sie selig, als ich noch kleiner war, da durfte ich mit den anderen Kindern den ganzen langen Tag auf der Gasse herumtoben und im Sommer am Pegnitzufer baden. Jetzt geht das nicht mehr, hatte ihr Vater ihr im letzten Sommer erklärt, als sie pitschnass und lachend, wie immer viel zu spät, nach Hause kam. Wieso denn nicht, Vater, hatte sie ihn lachend gefragt, eine seiner Neckereien vermutend. Eines Tages, bald, wirst Du es verstehen, Hanne. Wir sind reiche Leute. Seine Familie ist arm. Wir sind Kaufleute und von Adel, Michel aber nur ein Handwerkerssohn. Und wir sind protestantisch, seine Familie aber katholisch. Zu viele Unterschiede. Hanne hatte nicht viel, eigentlich nichts von dem verstanden, was ihr Vater ihr damit hatte sagen wollen, nein, gar nichts. Es war ja ohnehin egal, denn das Wichtigste, dass nämlich sie den Michel mochte und der Michel sie, das hatte er ganz übergangen. Aber, das wusste, spürte Hanne, das war es doch, worauf es ankam. Und außerdem war da ja noch das Horoskop, das ihr Vater für sie bei einem echten Astrologen hatte stellen lassen und das ihr die Erfüllung einer großen Liebe prophezeite. Die Liese hatte ihr genau erklärt, was in dem schön beschriebenen Papier stand.

Eine große Liebe. Das konnte nur der Michel sein.

Hanne seufzte, irgendwann würde sie eine neue Kerze mitbringen müssen, vielleicht schon Anfang nächster Woche, diese hier war schon weit heruntergebrannt, eine Stunde noch

würde sie brennen. Immer wenn sie in die kleine Flamme starrte, verspürte sie Müdigkeit. Sie gähnte. Das also hatte man vom vielen Denken! Nein, nein, sie durfte doch nicht einschlafen. Nicht bevor Michel.....

„Buh“.

Hanne erschrak, riss ihre kleinen Fäuste hoch und hätte um ein Haar laut geschrien, wenn sie nicht gleich gesehen hätte, dass dieses hier, unter dem Sack vor ihr verborgen, der Michel war.

„Huh“, heulte der Sack und torkelte dabei bedenklich nach links und rechts, „huh, ich bin der Geist Deines Ahnherrn, Hanne, des edlen, gottgerechten Herrn Albert Mentelein, der gerade hier, an dieser furchterregenden Stelle vor langen Jahren von einem herabfallenden Getreidesack erschlagen wurde. Ich muss hier spuken, bis in alle Ewigkeit, es sei denn, ein jungfräulich Mägdelein erlöste mich mittels eines zarten Kusses!“.

Das Gespenst kam rasch näher und hob den staubigen alten Sack soweit an, dass darunter ein Paar rote, rissige Lippen sichtbar wurden, schon zum Kuss geschürzt.

Hanne hatte sich rasch vom ersten Schreck erholt und setzte sich aufrecht, sodaß ihre beiden Gesichter sich nun auf gleicher Höhe gegenüber waren.

Michels kussbereite Lippen kamen noch etwas näher, ganz nahe. Sie konnte seinen warmen Atem spüren.

„Vielleicht kann den werten Geist des Herrn Mentelein auch diese hier von seinem Fluch erlösen“, hauchte Hanne und stopfte lachend eine der Geräucherten in Michels leicht geöffneten Mund.

„Hm, nun gut, für den Moment mag dies hier meinen unruhigen Geist besänftigen“, hörte sie Michel murmeln und gleich darauf hob ein lautes Schmatzen an.

„Du bist so dumm wie Stroh, Michel Wagner, stell dir vor, ich hätte vor Schreck geschrien, das halbe Haus wäre hier heraufgekommen und vorbei wäre es gewesen mit dem Geheimnis unserer Hütte“. Hannes Tadel klang so streng wie ein warmer Lufthauch. Hatte es Michel doch tatsächlich geschafft, sich so gut zu verstecken, dass sie ihn nicht gesehen hatte. Dabei hatte sie alles so sorgfältig abgesucht. Geschickt war er, der Strohkopf.

Herr Albert Menteleins selig Geist hatte sich inzwischen seines Sacks entledigt und vor ihr saß nun der Michel, wie sie ihn kannte. In dünnen braunen Hosen und Wams, ein vielleicht vor langer Zeit einmal weißes Leinenhemd darunter. Gegen die Kälte hatte er sich einen grauen, schauerhaften Wollumhang umgehängt, der aussah, als würde er beim nächsten Wind auseinanderfallen. Um die Beine hatte er sich ein paar Wollappen herumgewickelt, die unten in seinem einzigen Paar Schuhe verschwanden, die schon ganz brüchig wirkten. Unter dem wuscheligen, braunen, viel zu langen und furchtbar ungleich geschnittenem Haarschopf glänzte sein dunkles Gesicht mit der etwas zu großen Nase, die Backen immer gerötet. Seine Augen schienen oft die Farbe zu wechseln. Manches Mal waren sie blau, dann wieder grün und wenn er sich ärgerte, sogar tiefgrau.

Michel brach das Brot in zwei gleiche Hälften, nahm Maß und strich genau die Hälfte der Butter auf die eine. Dazu aß er laut schmatzend den Rest der einen Wurst.

„Das alles ist für dich, Michel, du musst nichts zurückbehalten“, sagte Hanne leise, obwohl sie genau wusste,

warum er alles stets in zwei gleiche Teile teilte. Eine Hälfte nahm er mit und gab sie dem Mattis. Der war der jüngste Lehrling beim Wagner und Michels bester Freund. Er war einer von ihnen gewesen, als sie im letzten Sommer noch alle zusammen am Ufer der Pegnitz in der Nähe des Henkerssteges, bei den überhängenden Weiden, gespielt hatten. Wie ihr Michel war auch Mattis ein ganz netter Bursche, Hanne aber viel zu wild. Immerfort hatte der nur Söldner spielen wollen und manches Mal war das Ganze in eine Rauferei ausgefert. Katholen gegen Protestanten oder Kaiserliche gegen Böhmen, hatte Mattis das dumme Spiel genannt und war dabei immer Feuer und Flamme gewesen. Der Michel jedenfalls war immer auf ihrer Seite gewesen und hatte sie beschützt, selbst dann noch, als die anderen sich darüber lustig gemacht und ihn anbellend als Hanne aufs Wort gehorchendes Hündchen veralbert hatten.

Michels Schmatzen verstummte, der letzte Rest Wurst war zwischen seinen fettglänzenden Lippen verschwunden. Zufrieden liess sich Michel neben Hanne niedersinken. Immer nach dem Essen sah er müde aus.

Hanne liebte es, wenn er so glücklich aussah.

Er verschränkte die Arme hinter den Kopf und schloss die Augen.

„Sag, Hanne“, murmelte er träge, doch nicht ohne Begeisterung, „siehst du dir auch die Verbrennung der Hexe an? In zwei Tagen, am Morgen, auf dem Hauptmarkt? Die ganze Stadt spricht davon!“.

Hanne sah traurig zu Michel hinüber. Wie konnte er sich über so was freuen? Unten in der Küche hatten sich die Mägde über den Fall unterhalten, eine reiche alte Witwe sollte einen jungen Mann verzaubert haben, ihr zu Willen zu sein. Alle waren sich

einig gewesen, dass die alte Vettel vielleicht geschickt darin war, junge Männer zu becirren, niemals aber eine Hexe. Abgesehen davon, dass es so was Hexen ohnehin nicht gab, weil die eine Erfindung der Katholischen waren.

Hanne konnte das Ganze nicht verstehen. Wenn die Alte eine Hexe wäre, warum hatte sie sich dann nicht einfach an einen anderen Ort gehext? Klug gedacht, dachte sie nicht ohne Stolz. Michels Begeisterung liess sofort nach, als er sah, dass Hanne ihn nur mitleidig ansah.

„Ich habe doch nur einen Spaß gemacht, Hanne. In Nürnberg werden doch keine Hexen verbrannt.....“.

„Mit so etwas macht man keine Scherze“, tadelte Hanne.

Eine Weile lang saßen die beiden Kinder schweigend bei einander. Irgendwann ergriff Michel Hannes rechte Hand und legte sie immer noch schweigend in die seine. Hanne liess es sich gefallen und genoss es sehr, dass Michels Hand warm war und der ihren etwas Wärme spendete.

„Wenn ich einen Wunsch frei hätte“ sagte Hanne leise, „dann würde ich mir wünschen, dass es Sommer wäre und wir beide im Schatten der Weide liegen würden. Ganz offen und alle würde sagen, sieh nur, die Hanne und der Michel, wie schön“. Von weit unten erscholl ein heftiges Gelächter, irgendeiner der Knechte musste einen besonderen Scherz gemacht haben, wahrscheinlich der Albert, der war sehr gut in so was.

„Wenn ich einen Wunsch frei hätte“, gab Michel ebenso leise zur Antwort, „dann würde ich mir wünschen, dass wir zwei erwachsen und ganz weit weg wären. Vielleicht in diesem neuen Land jenseits des Meeres, von dem alle erzählen. Da sollen alle Menschen frei sein und leben können, wie sie wollen“.

Erwachsen sein, dachte Hanne, wie das wohl sein würde. Dürfte sie dann wirklich alles tun, was sie wollte?

„Wenn wir erst groß sind, Hanne Mentelein, dann werde ich dich heiraten, das verspreche ich dir“, flüsterte Michel ihr ins Ohr und als sich sein Gesicht wieder ein wenig von dem ihren entfernte, sah Hanne, dass er sie so ernst ansah, wie er es nur selten tat. Dabei drückte er ihre Hand so fest, dass es ihr fast wehtat.

„Ha“, gab sie rasch zur Antwort, „ Michel Wagner, wer sagt dir denn, ob ich dich überhaupt will?“.

Michel grinste und hielt die Wurst hoch.

„Die hier“, sagte er trocken, „Würste lügen nie!“

„Wenn das so ist“, lächelte Hanne, „ dann werden wir wohl eines Tages tatsächlich ein Paar“.

Michel grinste über beide Backen.

„Ich hab da noch was..“, murmelte er, suchte etwas hinter seinem Rücken, „...ah, da“.

Es raschelte, irgendetwas hielt er über ihre Köpfe.

Als Hanne hochblickte, sah sie einen wunderschönen Mispelzweig, dunkelgrün, übersät von milchig schimmernden Früchten. Wo er den nur her hatte?

Michel sah sie mit einem Male mit einem Blick an, den sie so noch nie zuvor an ihm bemerkt hatte. Die Augen, sein Gesicht, kam immer näher, schließlich schloss er seine Augen und spitzte wie vorhin die Lippen.

Guter Gott, dachte Hanne, er will mich tatsächlich küssen. Richtig! Er war ja auch schon zwölf! Was nur sollte sie tun? Ewig konnte sie ihn ja nicht so verharren lassen, dabei sah sein Gesicht gerade jetzt so richtig lustig aus.

Nun ja, sie konnte es ja mal probieren, so schlimm würde es schon nicht sein, wenn sie dem Glauben schenken durfte, was sie bei den Mägden erlauscht hatte.

Gerade beugte sie sich dem Michel entschlossen entgegen, als ein lautes Scheppern sie zurückfahren liess.

Guter Gott, Herr Jesus, was war da? Sollte jetzt der Teufel kommen, sie zu holen, nur weil sie den Michel, noch dazu nur beinahe, ein wenig, fast, gebusselt hatte?

„Erwischt“, quäkte eine triumphierende Stimme und zum Durchgang hinein drückte sich der kleine Körper ihres halben Bruders. Also auch das noch!

„Da wird der Vater sich freuen, wenn ich ihm von eurem feinen Nestchen hier oben erzähle“, höhnte Johannes und blinzelte mit den Augen, weil das helle Licht der Kerze nach der Dunkelheit des Speichers ihn blendete.

„Sogar ein offenes Feuer habt ihr herinnen....“.

Hanne spürte wie ihr Herz zu zerreißen drohte. Das, was sie befürchtet hatte, war geschehen. Ihr dummer Bruder hatte ihr Versteck entdeckt. Es würde keine heimlichen Treffen mit Michel mehr geben können. Johannes, der Mistkäfer!

„Ah“, höhnte der Kleine, „dahin also wandern unsere guten Würste, zu den armen Leuten“.

Hanne konnte gerade noch dazwischen gehen und verhindern, dass Michel ihrem Bruder ein paar herunterhaute. Wegen Michels heftiger Reaktion war Johannes nicht minder heftig erschrocken und rückwärts über eine Kiste gefallen.

„Ich sags dem Vater, ich sags dem Vater“, wimmerte er und hielt sich den Kopf, als ob er sich den Schädel aufgeschlagen hätte.

Hanne beugte sich über ihren Bruder, hob ihn auf, untersuchte seinen Hinterkopf und streichelte ihm flüchtig übers Haar.

„Niemand tut dir etwas, Johannes, niemand“.

„Jedenfalls so lange du nichts über unser Versteck erzählst“, fügte Michel an und macht das Zeichen des Kehle Durchschneidens, das Mattis im Spiel oft benutzte um so richtig stark und unüberwindbar zu wirken.

Tatsächlich zeigte seine Bemerkung und seine Geste Wirkung, denn der Kleine sah ihn erschrocken an.

„Du wärst nicht das erste Kind, das in die Pegnitz fällt und nie wieder gefunden wird. Obwohl, letztens ist eines bei Altdorf hineingefallen und seinen Leichnam haben sie erst hier mitten in der Stadt, an der Fleischbrücke aus dem Fluss gezogen. Sah ziemlich übel aus, die Fische mögen zartes Kinderfleisch, es soll besser sein, als...“

„Es reicht, Michel Wagner“, schimpfte Hanne und nahm den weinenden Johannes in die Arme, „er wird nichts sagen, nicht wahr, Johannes?“.

Der Kleine liess nicht erkennen, ob er sie verstanden hatte sondern schluchzte nur noch um so lauter.

„Nicht wahr?“, beharrte Hanne und schließlich nickte der halbe Bruder und löste sich aus ihren Armen.

„Aber ich habe einen Wunsch frei“. Seine helle Stimme klang mit einem Male wieder klar und fest.

Michel setzte sich ein wenig aufrechter hin, stellte sein grimmigstes Gesicht zur Schau und schien erneut nach der Kehle des Kleinen greifen zu wollen.

Hanne winkte ab und Michel liess sofort die Arme sinken.

„Was?“, fragte er an Hannes Stelle.

„Ich will“, sagte Johannes mit fester Stimme, „ich will, dass ihr mit mir Würfel spielt“.

Hannes und Michels Blicke trafen sich. Gott bewahre, das Würfelspiel des Johannes kannten sie schon. Solange er

gewann, war alles in Ordnung, wehe aber, er verlor. Dann schrie er das ganze Haus zusammen, so laut einmal, dass der Vater sogar aus seinem Kontor herbeigerannt gekommen war, weil er dachte, der Kleine sei gestürzt und tödlich verletzt.

„Gut“, hörte Michel Hannes Stimme, „ich spiele mit dir, wenn du magst, gleich heute Nachmittag, wenn mein Unterricht vorbei ist. Ich versprech es dir. Jetzt aber geh, Johannes, lass uns allein und halt dich an dein Versprechen, niemandem etwas zu sagen!“.

Hanne gab ihren Bruder einen leichten Klaps auf den Hintern und schob ihn Richtung Ausgang, doch der sträubte sich.

„Nein“, fauchte er und seine schmalen dunklen Augen funkelten bei seinen Worten, „nein, wir spielen jetzt!“. Wie von Zauberhand zog er seinen ledernen Würfelbecher hervor, den er immer bei sich trug. Das schöne Stück war ein Geschenk seines Paten, des Händlers Krell, eines weit entfernten Verwandten von seiten ihrer Mutter her.

„Jetzt nicht“, zischte Michel, „schau, dass du wegkommst“.

Doch Johannes, der wusste, dass er gewonnen hatte, ließ sich nicht beirren oder bange machen.

„Dann sag ich es eben doch dem Vater“, grientete er und machte sich gleich Richtung Ausgang auf. „ Der wird sich freuen“.

Hanne fasste ihn rasch am Arm.

„Nun gut, aber nur ein Spiel“.

„Der mit den meisten Augen gewinnt“, erklärte Johannes rasch und setzte sich so zu den Beiden, dass sie im Dreieck zueinander saßen. „Drei Würfel, jeder hat drei Versuche“.

Seine tiefschwarzen Augen begannen zu funkeln.

Schon klapperten die beinernen Würfel im Lederbecher.

„Jeder muss etwas setzen“, bestimmte Johannes „sonst macht es keinen Spaß“.

Michel schüttelte den Kopf.

„Ich habe nichts zu setzen“.

„Doch hast Du“, widersprach Johannes und deutete auf das kleine Päckchen mit der Hälfte der Wurst, der Butter, des Brotes.

„Das ist nicht meines“, beharrte Michel. Wie er diesen kleinen verzogenen Burschen hasste. Dieser verzogene kleine Gnom. Warum holte die Pest eigentlich immer die Guten und nicht so einen Widerling?

„Dann setz eben was anderes“, zischte Johannes scharf und legte sein kleines Messer in die Mitte. „Dies hier ist mein Pfand“.

Hanne kramte in ihrer Schürze. Da musste noch das gelbe Schneckengehäuse sein, dass sie im letzten Herbst auf der Insel Schütt gefunden hatte, ach, tatsächlich, da war es ja.

„Das geht nicht, das ist kaputt“, maulte Johannes. Tatsächlich, das kleine Schneckenhaus war auf einer Seite eingedrückt.

„Was anderes habe ich nicht“.

„Doch“, gab der Bruder zurück, „ich weiß, dass du immer ein paar Kreuzer in deiner Tasche hast, für die Bettler!“.

Widerwillig legte Hanne die kleinen Geldstücke in die Mitte. Was nur sollte sie morgen dem alten Klaus sagen, dem Soldaten, der für die gute Sache gekämpft hatte und der nun ohne Beine vor der Sebalduskirche lag und dem sie immer den einen oder anderen Kreuzer zusteckte, wenn sie an ihm vorbeikam. Der war immer so nett, hatte immer ein gutes Wort und einen Segen für sie, der von Herzen kam.

„Also?“. Johannes sah Michel fragend an.

Seufzend kramte er in seinem Wams und zog eine kleine, erdfarbene Murmel hervor, die ihm im Laufe der Jahre zu so etwas wie einem Glücksbringer geworden war.

Er konnte sehen, wie Johannes Augen aufblitzten, als er die Murmel sah. Großer Gott, hatte der Knirps es tatsächlich auf dieses kleine Stückchen bemalten Ton abgesehen?

„Du darfst anfangen, weil du nur ein Mädchen bist“, sagte Johannes großzügig und reichte den ledernen Becher an Hanne. „Los, nun fang schon an!“.

„Acht!“, höhnte Johannes, „nur acht!“, als die Würfel unter dem Becher sichtbar wurden und „Zwölf, nicht schlecht“, als sie die Augen nach Michels Wurf zusammen zählten.

Nach drei Durchgängen hatte Michel den höchsten Wurf, drei Fünfen, fünfzehn Augen.

Einmal durfte Johannes noch werfen, dann endlich hätten sie ihren Teil erfüllt und der Kleine würde hoffentlich ernüchtert wieder hinuntersteigen.

„Achtzehn!“, schrie Johannes laut auf, „achtzehn Augen, Dreimal die Sechs! Höher geht es nimmer!“.

Rasch zog er die Pfänder an sich, Hannes Kreuzer, Michels Murmel und sein eigenes Messer.

„Heh!“, beehrte Michel auf, als Johannes die Würfel schnell wieder in den Becher zurückwarf. So richtig gesehen hatten sie den Wurf beide nicht.

„Was?“, fauchte Johannes den Älteren an und wiederum musste Hanne dazwischengehen. Einen kurzen Moment lang herrschte eine eisige, angespannte Stille.

„Geh jetzt!“, befahl Hanne, herrisch und tatsächlich packte der halbe Bruder seine Würfel ein und die Pfänder und stolzierte zufrieden Richtung Ausgang.

„Ich danke Euch“, rief er aus, sich tief verneigend, wie die Edelleute es vor dem Kaiser Matthias taten, wenn dieser oben auf der Kaiserburg war. „Bis zum Mittag dann!“.

„Irgendwann...“fauchte Michel dem Gehenden hinterher, doch Hanne verschloss ohne weiteres Nachdenken seine Lippen mit dem leichten, zarten Kuß, der schon vor dem Auftauchen des Johannes hätte geschehen sollen. Fast erschrocken über sich selbst nahm sie seine Hände in die ihren. Gott, wie rauh Michels Hände waren.

„Irgendwann werden wir heiraten, Michel Wagner“, vollendete sie den Satz, der wahrscheinlich sonst anders zu Ende gegangen wäre.

Michel starrte auf ihre Hände herab, Gott, wie klein und weich die waren, wie Samt, aber schrecklich kalt.

„Miluju te“, sagte Hanne leise in ihrer Heimatsprache.

„Was soll das nun wieder heißen?“. Michel verdrehte die Augen, er mochte es nicht, wenn er Hannes Worte nicht verstand, er kam sich dann immer so dumm vor. Gott sei Dank sagte sie derlei Worte immer seltener.

Ich liebe dich, dachte Hanne, das heißt das, ich liebe dich.

„Bis bald heißt das, Michel, bis bald, das weißt du doch“.

Hanne lächelte spitzbübisch.

„Sei so gut, Michel, sag es doch auch einmal zu mir“.

„Miluju te“.

Ganz schief kamen die Worte ihm über die Lippen.

Hanne genoss es. Es tat gut.

Von unten drang das keinen Widerspruch duldende Rufen der Köchin zum Mittagmahl herauf und für diesen Wintermorgen endete ihr Traum.

„Miluju te“, sagte Michel lächelnd, sehr wohl wissend, was die seltsamen Worte bedeuteten. Miluju te.

Elf Jahre später, in Nürnberg, zu Beginn des Jahrs des Herrn
1632

Johann Mentelein der Ältere fühlte sich nicht richtig wohl in seiner Haut. Natürlich war er schon oft durch das von einem Pelikan gekrönte Hauptportal des neuen, noch nicht ganz fertiggestellten Rathauses hindurchgeschritten, würdevoll, in seinem feinsten Zeug. Natürlich hatte er insgeheim, wie alle Anderen auch, oft schon geschmunzelt über den dort oben in feinsten Buchstaben eingelassenen Spruch, den der Innere Rat der Stadt, die feinen Herren Patrizier dort für die Ewigkeit hatten eingraben lassen: Prudentia, legibus et gratia. Wir regieren durch Klugheit, Gesetz und Gnade. Jeder Mann seines eigenen Standes, des zweiten Standes, des ehrbaren Standes, des Standes der Kaufleute musste über diesen selbstgerechten Spruch nicht ohne Bitterkeit lächeln. Manch einer der stolzen alten Patritiernamen fand sich in seinem Schuldbüchlein, dahinter eine fette rote Zahl. Und obwohl diese Leute wichtig waren für ihn, hatte Johann Mentelein sich schon oft lauthals und bitter beschwert über deren Selbstgerechtigkeit und grenzenlose Mißwirtschaft, bei einem Humpen oder zweien. Manches Mal sehr laut und nun, wie es schien, zu laut. Er strich sich über den schweißnassen Nacken. Vielleicht hatte er es diese Mal etwas zu weit getrieben. Dabei erwarteten sie doch gerade von ihm, dem in Ehren

aufgenommenen böhmischen Flüchtling immerwährenden Dank für die rettende Aufnahme in der Stadt.

Nachdenklich hob er seinen Filzhut etwas an, kratzte sich an der Stirn. Wenn er sich nur erinnern könnte, was genau er gesagt hatte am gestrigen, feuchtfröhlichen Abend in seinem liebsten Gasthaus, dem Wilden Mann am Weinmarkt.

Mühsam zog Johann ein schon feuchtes Schweißstuch aus seinem bauschigen Ärmel und tupfte sich den Nacken aus.

Selbst jetzt, Ende September war es noch unerträglich heiß.

Ein ziemlich schnöseliger Page, kaum älter als fünfzehn Jahre, hatte mit viel Gewese das Einladungsschreiben geprüft, dann wieder ihn gemustert. Als wäre er, der Herr Mentelein, der

Böhme, hier unbekannt! Schließlich, seufzend, wie unter einer schweren Last hatte der Pommadige ihn in ein winziges

Zimmer geführt von dessen Fenstern er nun seit einiger Zeit dem regen Treiben auf dem Hauptmarkt zusehen konnte. Das Geschrei der Marktweiber zwischen der Frauenkirche und dem schönen Brunnen wurde durch die kleinen

Butzenscheiben kaum gedämpft und schien anzuschwellen, je mehr Zeit verging. Seltsam, dass die Herren der Stadt nicht im ganzen Rathaus dieses neue durchsichtige Glas hatten einsetzen lassen. War ihnen wohl doch zu teuer gewesen.

Johann Mentelein sah sich in dem ganz mit dunklem Nussbaum vertäfelten Raum um. Armselig. Nur eine Truhe, vier schwere Stühle, einer davon hinter einem nicht minder schweren, durchaus schön gearbeiteten, aber abgenutzten Tisch. So einen hatte er jüngst erst ausgemustert, den Knechten zum Feuerholz gegeben.

In weiter Entfernung hörte Johann lautes Stimmengewirr, heftiger Streit tobte drüben im Rathaussaal. Der Innere Rat tagte heute, geheim, das wusste die ganze Stadt. Fast alle

siebenunddreißig Ratsmitglieder hatte man heute hineinschleichen sehen können, es musste etwas Besonderes geschehen sein. Johann ahnte, was dieses Besondere war. Wie alles in den letzten Jahren, hatte es etwas mit dem Krieg zu tun. Seit dreizehn Jahren tobte der Krieg, der Norden, der Osten, der Westen verwüstet, Gräuelpilger häuften sich auf Gräuelpilger, Rache auf Rache, jeder gegen jeden, Bauern gegen Soldaten, Soldaten gegen Bauern. Die Liste der verbrannten Städte wurde immer länger und mit dieser die Liste der Toten. Wie viele mochten es inzwischen sein? Vier Millionen?

Irgendwann würde sich das Schicksal auch gegen ihn wenden, das lag in der Luft, an regnerischen Tagen konnte er die Vorboten in seinem Rücken spüren. Die insgeheim immer noch kaisertreuen, hohen Herren Nürnbergs hatten schon immer den anderen ihren Erfolg missgönnt. Vielleicht war der Ruf ins Rathaus der erste Schritt zu seiner Vernichtung, zu seinem Untergang. Hätte er auch nur nicht gar so lose dahergeredet, die Zunge sollte er sich herausreißen! Hätte er manchen von den hohen Herren nur nicht so viele Taler geliehen, der Krieg bot viele Gelegenheiten, sich leicht eines Schuldners zu entledigen.

Langsam wurde Johann Mentelein wirklich nervös, zugleich kam leise Wut in ihm auf. Er hatte nun wahrhaft anderes zu tun, als seine Zeit mit sinnieren zu vertrödeln. Zudem war es mehr als ungehörig vom Kress ihn hier solange warten zu lassen, Patrizier hin oder her. Zugegeben, er mochte den jungen Kress. Ein feiner, ehrlicher Mensch. Ab und an hatte er Geschäfte mit dessen Vater gemacht, gute Geschäfte. Der Kress und dessen Kompagnons gingen einem ganz anderen Gewerbe nach, dem der Waffenherstellung. Seine Kanonen galten als die besten im Reich und seit Jahren waren dessen

Auftragsbücher übervoll. Es war sehr nett vom Kress gewesen, dass er ihn den Transport des Roheisens hatte übernehmen lassen. Sehr nett und sehr lukrativ. *Lucrum Gaudium*, es bereitet Freude, Gewinne zu machen.

Der Sohn vom alten Kress war noch jung an Jahren, kaum älter als seine Hanne, ein gutausehender, einnehmender Mensch. Da hatte der alte Kress mehr Glück gehabt als er mit seinem Sohn Johannes. Wie immer, wenn er an Johannes und dessen unselige Mutter dachte, und das geschah jeden Tag, stach ihm das Herz in der Brust. Nicht daran denken.

„Die Herren kommen gleich, soll ich ausrichten“.

Der Page schenkte ihm ohne Frage und ohne rechte Begeisterung einen Becher verdünnten Weißwein ein.

Johann nahm den Becher ohne ein Wort des Dankes. Wenigstens als hätten sie ihn hier nicht ganz vergessen.

Vor den Toren der Stadt, Richtung Osten, hatte Kress sich ein Schlösschen bauen lassen, sehr geschmackvoll hieß es, im italienischen Stil. Mit einem dieser neumodisch angelegten Gärten, in denen man „lustwandeln“ konnte. Ja, die Familie Kress hatte noch Leben in sich, war den neuen Zeiten aufgeschlossen, ganz anders als diese Staubköpfe, die sich sonst im Inneren Rat fanden. Und des Kress Vater war der Reichsschultheiss, verkehrte mit dem Kaiser selbst und eilte in diesem Moment mit einer Gesandtschaft zu Verhandlungen dem Schwedenkönig entgegen. Eine gute Familie, eine sehr gute Familie, solide, wichtig wie keine zweite. Die machte schon was her.

Draußen begannen die Marktweiber damit ihre Stände abubrechen, laut mit ihren Nachbarn schwatzend über dies und das, sich auf einen ruhigen Abend freuend.

Aus Richtung des Rathusaales hörte er die ersehnten Geräusche des Aufbruchs, die Versammlung schien zu Ende zu sein. Na endlich, nun konnte es nicht mehr allzu lange dauern.

Im nächsten Moment wurde die schwere Türe aufgestossen und herein traten die Herren Kress, Nützel, der Pömer und der Tetzl. Die Mächtigsten des Inneren Rates. Das war beinahe zu viel der Ehre für einen bescheidenen Gewürzhändler wie ihn. Was immer sie dazu bewogen hatte in dieser geballten Macht vor ihm zu erscheinen, wenn er es nur klug genug anstellte, konnte ein einträgliches Geschäft daraus werden. Oder sein Ende, wenn Gott es eben so befahl. Sein Herzschlag beruhigte sich. Nein, so wie die aussahen, erhitzt, besorgt, die Stirnen in Falten gelegt, waren die sicher nicht gekommen, ihn wegen seiner losen Reden zu tadeln. Den Vieren war die heftige Debatte im Inneren Rat noch deutlich anzusehen. Deren Kleider waren durchgeschwitzt als wären sie auf der Jagd gewesen.

„Mein lieber, guter Mentelein“.

Das war der Kress. Er lächelte ihm freundlich zu. Ja, Johann mochte ihn sehr. Wenn überhaupt einen Patrizier, dann mochte und vertraute er diesem hier.

„Setz dich doch und trinke einen guten Schluck mit uns“.

„Ein guter Einfall, Kress“, echote der Pömer, der dem Verdursten nahe schien.

Der Ratsherren liessen sich in die Stühle fallen, Johann setzte sich seinem Rang gemäß als letzter. Der Page, der ihn hierher geführt hatte, nun einiges devoter als zuvor, schenkte ihm den Becher besonders voll, ein guter Weißer aus dem Raume Würzburg, mit Empfehlung des Herrn Bischofs, bemerkte er augenzwinkernd.

Die ehrenwerten Herren prosteten sich zu, nicht wie sonst bei vielen Anlässen üblich auf den Kaiser der Deutschen, Ferdinand, sondern auf die freie Stadt Nürnberg, die Noris, und ihr Wohlergehen bis in alle Ewigkeiten.

Kress ergriff gleich nach dem Schluck das Wort und reichte ihm zugleich ein stark zerknittertes Flugblatt, das schon durch viele Hände gegangen sein mochte.

Johann liebte Flugblätter, eine herrliche neue Erfindung war das, einfach herzustellen, leicht zu lesen, von ungeheurer Wirkung. Deren Menge wuchs durch den Krieg und die Neugier auf Nachrichten ins Unendliche. Er hatte selbst schon viele drucken lassen, damals in Prag, für die gerechte evangelische Sache, für den neuen, richtigen Glauben. Am Ende waren sie ihm dann zum Verhängnis geworden. Wegen denen hatte er aus der geliebten Heimatstadt fliehen müssen. Und wegen diesem elenden Verräter Wallenstein, der auf dem Markt alle Anführer wie Diebe hatte aufknüpfen lassen, derer er habhaft hatte werden können. Eine Schande für Böhmen, dieser Emporkömmling.

„Zu Breitenfeld, mein lieber Mentelein, dass ist nahe der Stadt Leipzig, hat es vor einer Woche eine gewaltige Schlacht gegeben. Der Schwedenkönig hat die Truppen der katholischen Liga völlig demoralisiert und zerschlagen. Der Feldmarschall Tilly hat sich zweifach verwundet mit nur noch 600 Mann nach Halle geschlagen, der Pappenheimer, sein Reitergeneral, hat kaum tausend seiner Reiter retten können. Wie Viele vom kaiserlichen Heere noch lebend oder zu Tode verletzt in der Gegend herumirren weiß niemand, letztlich ist es auch ohne Bedeutung. Ein Sieg, ein bedeutender Sieg für den Protestantismus, mein guter Freund“.

Kress Augen glänzten.

„Gustav Adolf ist mit seinen Schweden gleich weiter nach Mainz gezogen und hat es besetzt. Nun ist er auf den Weg nach Süden, es heißt, er hat Würzburg besetzt, den Bischof vertrieben. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er vor unseren Toren steht“.

Jetzt verstand Johann, warum der Page gelächelt hatte. Mit den besten Wünschen des Bischofs von Würzburg. Der Bursche hatte tatsächlich Sinn für Humor. Ganz freiwillig hatte der Herr Bischof seinen weithin berühmten Weinkeller sicher nicht geöffnet.

„Gustav Adolf kommt in den Süden?“

„So sieht es aus“, schaltete sich der Nützel ein. „Wie es aussieht will er den letzten katholischen Widerstand im Reich brechen. Und das ist inzwischen nurmehr der Herzog von Bayern, unser lieber Herr Nachbar, der Herr Maximilian. Wenn er mit dem fertig ist, kann er bis nach Wien marschieren und den Kaiser selbst absetzen“.

Rasch dachte Johann darüber nach, was dies für ihn und seine Unternehmungen bedeuten würde, wägte ab. Der Krieg würde also ganz nach Nürnberg kommen. Was er befürchtet hatte, würde also wahr werden.

„Mentelein? Hört ihr noch zu?“ Der Herr von Pömer runzelte die Stirn und sah ihn an, als hätte er es mit einem Schwachsinnigen zu tun, bevor er seine etwas zu großen Lippen erneut in den goldenen Pokal versenkte und geräuschvoll einen tiefen Schluck nahm. Recht so, dachte Johann, trink nur, hast allen Grund dazu. Die Pömers waren Evangelische, es galt den Siegeszug der Schweden ausgiebig zu feiern. Überhaupt waren die Pömer die treibende Kraft gewesen, dass Nürnberg den Lehren Luthers anhing. Vor hundert Jahren hatten sie einen Prediger kommen lassen, den

Osiander, der hatte so fleißig und gut gepredigt, dass sich die braven Bürger zu Hunderten hatten umtaufen lassen.

„Was ich euch nun zeige, Herr Mentelein, darf niemand außer euch je erfahren“. Der gute Tetzl, der von Beruf Kartograph war und Karten der ganzen Welt fertigte und in eben diese versandte, war ganz nahe an ihn herangekommen, er roch nicht gut in seinem schweissnassen schwarzen Wams, „ kein Wort über das, was wir hier bereden. Schwört es!“.

Johann versuchte es mit einem Lächeln. Es gelang nicht recht.

„Schwören?“.

Sein Blick huscht zu Kress hinüber, der sah ihn ernst an, nickte. Was sollte das hier werden?

„Nun gut, was immer es auch sei, ich schwöre“.

„Sagt das nicht so lax dahin! Hebt die Hand, Herr Mentelein aus Prag, ich will eure Finger sehen“.

Tetzl nahm es ganz genau.

„Ich schwöre“. Er hob die Rechte.

„Beim Vater, dem Sohn, dem heiligen Geist!“.

„Beim Vater, dem Sohn, dem heiligen Geist“.

Georg Paulus Nützel, groß gewachsen und mit breiten Schultern baute sich Johann gegenüber auf.

„Sollte eines der Worte, die hier in diesem Raume fallen, in der Stadt zu hören sein, ich schwöre dir, Mentelein, ich persönlich werde dafür sorgen, dass von deinem Haus, deiner Familie, deinem Namen nichts bleiben wird“.

Johann ging dies langsam zu weit. Was in Gottes Namen ging hier eigentlich vor?